

DAS OBERHESSISCHE MUSEUM  
VOR EINEM HALBEN JAHRHUNDERT  
Erinnerungen und Erfahrungen,  
Vergleiche und Ausblicke.

Von

Hans Szczech

In einer Zeit, in der Erinnerungen und die Beschäftigung mit Vergangenheit leicht zum Ärgernis werden können, reizt es umso mehr, Vergangenes gegenwärtig zu machen, um daraus die Gegenwart zu verstehen und für die Zukunft zu lernen. Das erscheint geradezu notwendig in unseren Tagen, die durch einschneidende Zäsuren gesellschaftspolitischer Art gezwungen, gerne die Gegenwart, vor allem aber die noch nicht bewältigte jüngste Vergangenheit, jetzt schon der Geschichte zuordnen möchten. Andererseits sollen Erinnerungen nicht so sehr Ausdruck des Nachtrauerns um das verlorene Früher sein als vielmehr zu einem Bekenntnis zur eigenen Gegenwart anregen, das sich sowohl der Vergangenheit bewußt ist wie auch der Zukunft verpflichtet weiß. Wo aber könnten Überlegungen dieser Art, in denen das Vergangene über das Heute hinaus mit dem Kommenden sich vereinen soll, angebracht sein und gerechtfertigter erscheinen als in den "Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins", zu dessen vornehmsten Aufgaben seit seiner Gründung vor über 100 Jahren es gehört, Vergangenes zu pflegen, wann, wo und wie es sich uns als Aufgabe stellt.

Einen besonderen Anlaß dazu scheint uns ein Jubiläum zu bieten, dessen Bezug zu unserem Verein immer wieder gestreift wurde, das aber nicht die Würdigung erfuhr, die ihm aus unserer Sicht zukommt:

100 Jahre Oberhessisches Museum in Gießen.

1879 wurde von denselben Bürgern unserer Stadt, die 1878 den Oberhessischen Geschichtsverein gegründet hatten, eine kleine Ausstellung lokalgeschichtlich bedeutsamer Objekte im alten, im Dezember 1944 durch den Bombenkrieg zerstörten Rathaus am Marktplatz der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Zeit der "Gründerjahre", jener Epoche, die das ausgehende 19. Jahrhundert kennzeichnet, war für Geschichtsvereinsgründungen und Museumseröffnungen seitens einer zu Traditionsbewußtsein geweckten Bürgerschaft günstig. Das Interesse an der Arbeit unseres Vereins, der von Anfang an alle Kreise der Einwohnerschaft der Stadt ansprach und auch erreichte, und an den zunächst sehr bescheidenen Sammlungen zur Geschichte der Stadt und ihres angestammten Lebensraumes wuchs in den folgenden Jahren so sehr, daß man zu Beginn des neuen Jahrhunderts dankbar in das "Alte Schloß" am Brandplatz oder, wie man sich damals noch lieber ausdrückte, am Kanzleiweg umzog.

Die "Alte Kanzlei", wie man in Gießen noch um die Jahrhundertwende den schmucklosen, fast düsteren Bau zu nennen pflegte, hatten die vorausgegangenen Jahrhunderte nicht zu seinem Vorteil verändert und kaum etwas übrig gelassen von der Wasserburg, in der zeitweise die hessischen Landgrafen residiert hatten. Vollends hatte ihn die allgemein im Kaiserreich einsetzende Renoviersucht um und kurz nach 1900, dem romantisierenden Geschmack dieser Jahre entsprechend, zu einem "Schloß" umgebaut, dessen Außenfront und Innenhof nunmehr die Gestalt erhielten, wie sie seitdem in der Erinnerung der Gießener geliebt wurde und sich heute auch wieder nach den umfangreichen und großzügigen Aufbauarbeiten, die aus dem "Alten" fast etwas "Neues" gemacht haben, präsentiert.

In diesem "Alten Schloß", so hatte sich nach dem, wie man glaubte, gelun-

genen Umbau der Namen allgemein durchgesetzt, das seit dem Ende des 1. Weltkrieges und der großherzoglichen Verfassung ausschließlich dem "Oberhessischen Museum" und den "Gailschen Sammlungen" diente, nahm ich im Spätherbst 1929 für mehrere Jahre meine Tätigkeit als Museumsassistent auf. Fast ein halbes Jahrhundert später, am 1. Juni 1980, wurde das modern eingerichtete und als anspruchsvolles Museum hergerichtete "Alte Schloß" der Bestimmung zurückgegeben, für die ich gearbeitet hatte. Ein Teil der einst reichen Bestände, die vom alten Ausstattungsmaterial und den zu meiner Zeit an anderen Stätten ausgestellten Gemäldesammlungen der Stadt Gießen hatten gerettet werden können, sind nunmehr wieder in diesem Schloß der Besichtigung zugänglich gemacht.

Es ist aus mancherlei Anlaß also reizvoll, sich auf "100 Jahre Oberhessisches Museum" im allgemeinen und auf die Zeit vor 50 Jahren im besonderen zu besinnen und Erinnerungen daran zu wecken, welch festen Platz seine Sammlungen damals in dem Bewußtsein einer breiten Öffentlichkeit innehatten und wie diese auch wahrgenommen wurden. Damals, am Ende des 19. und auch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, einer Zeit also, die wir wirtschaftlich und politisch längstens überwunden haben und die heute wohl kaum jemand zurückwünschen möchte, damals gab es das, dessen Verlust heute nur bedauert werden kann, ein Gut, das wiederzuerlangen bewußt angestrebt wird, das ungebrochene Verhältnis zur Geschichte und zur Pflege gewachsener Traditionen. Das äußerte sich damals am überzeugendsten wohl darin, daß namentlich sonntags sowohl die Sammlungen im "Alten Schloß" am Brandplatz wie auch die im nahen "Neuen" am Landgraf-Philipps-Platz unvergleichlich häufiger aufgesucht wurden, als es heute vorstellbar ist.

Dementsprechend bestand ein großer Teil meiner Tätigkeit auch darin, sonntags, vor allem aber an Werktagen, Gruppen und Schulklassen, zuweilen auch Vereine, durch die Ausstellungsräume des "Alten Schlosses" zu führen und damals schon das Museum zu einem echten "Volks"-Museum zu machen. Tage, an denen morgens und nachmittags Lehrer, selten Lehrerinnen, aus Gießen und seiner Nachbarschaft mit ihren Schülern und Schülerinnen geführt werden mußten, waren keine Seltenheit, und auch an den sogenannten 2. Feiertagen besuchten auswärtige Vereine und Gruppen, natürlich mit sehr unterschiedlichen Erwartungen und Voraussetzungen, das Oberhessische Museum und waren für Führungen dankbar, für die ich mich bereit zu halten hatte. Diese Beliebtheit des Gießener Museums ging wohl auch mit auf den Umstand zurück, daß damals das öffentliche Interesse an Museen und die Freudigkeit am Sammeln sich auf die großen und größeren Museen beschränken mußte, indem in den 20er und 30er Jahren die kleinen ortsgebundenen Heimatmuseen, wenn es solche überhaupt schon gab, entweder noch in den Anfängen steckten oder von privaten Interessen getragen wurden. Zugute kamen den größeren Regionalmuseen, zu denen das Gießener unbestritten gehörte, auch die Bestimmungen des damaligen hessischen Denkmalpflegegesetzes, übrigens eines der ältesten im "Deutschen Reich", das vorgeschichtliche Funde und Grabungsergebnisse aus dem Gießener Raum und den oberhessischen Vogelsbergkreisen im Oberhessischen Museum in Gießen zu konzentrieren zwang, an dem durch Personalunion die Leitung des Museums mit der staatlichen Denkmalpflege vereinigt war. Schließlich wurde das Museum in Gießen nicht unwe-

sentlich gefördert durch die Zentralisierung der mannigfachen Bildungsstätten der Stadt sowie der zahlreichen kommunalen Dienststellen auf der unteren und höheren Ebene, denn Gießen war damals Regierungssitz der hessisch-darmstädtischen Provinzialdirektion Oberhessen. Das brachte mit sich, daß die Stadt nicht nur durch ihre Bildungsstätten lockte, sondern auch die Bürger der Provinz anzog, die gerne das Nützliche der eigenen Weiterbildung mit dem Notwendigen der nur in Gießen wahrzunehmenden Amtsgeschäfte verbanden. Worin man heute in vielem einen Vorteil erkennt, darin sah man auch damals aus den verschiedensten Gründen den willkommenen Anlaß, wieder einmal nach Gießen fahren zu müssen.

Die in vielem anders als heute geartete Strukturierung der Gesellschaft der Jahre nach dem 1. Weltkrieg ließ es unangefochten gelten, daß nach dem verdienstvollen Major a. D. Kramer der Gymnasialprofessor Paul Helmke, Altphilologe am Gießener Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, die ehrenamtliche Leitung des Museums übernahm, nachdem schon unter Kramer junge Kollegen, die am Gymnasium die Klassische Philologie und Archäologie vertraten, als Assistenten tätig geworden waren. Als Dritter in dieser Reihe und mit den gleichen Studienfächern, zu dem ich auch Kunstgeschichte belegt hatte, wurde ich ab dem November 1929 als Assistent an das Museum verpflichtet, obwohl ich damals noch studierte. Vielleicht war ich bereits 1926 meinem Lehrer Helmke aufgefallen, da ich schon als sein Schüler seine vorgeschichtlichen Vorlesungen besuchte, die er im Rahmen eines Lehrauftrags an der Gießener Ludwigsuniversität anbot und vor einer zahlreichen Hörerschaft, auch aus Kreisen interessierter Nicht-Studenten, vortrug.

Als ich mit Wirkung vom 1. 11. 1929 meine Tätigkeit begann, war ich über diese Berufung hinaus zugleich dankbar für mein mehr als bescheidenes Entgelt, das man heute niemanden mehr als Taschengeld anbieten dürfte, zumal ich, wie gesagt, noch Student in den ersten Semestern war, der seit 1928 alles das belegt hatte, was ich in den folgenden Jahren am Museum brauchen sollte.

Als ich im Mai 1936 endgültig in den Schuldienst überwechselte, hatte ich fast schon ein Jahr mein Referendariat hinter mir und wartete als junger Assessor mit Ungezählten auf eine Anstellung im Staatsdienst. Nur wenige wollten in diesen Jahren schon an jenen Krieg denken, durch den nur acht Jahre später das Museum zerstört und seine reichen Bestände zum größten Teil vernichtet wurden. Doch in der Mitte der 30er Jahre dachte kaum jemand an eine solche Zukunft, obwohl auf dem Brandplatz und dem Kanzleiberg die neuen Machthaber bereits 1933 Ahnungen und Veränderungen im Bestehenden und im Grundsätzlichen aufkommen ließen. Zunächst wenigstens ging alles weiter, wie ich es seit 1929 in Gießen und in der Provinz gewohnt war. Aber schon gegen Ende 1933 wurde das Interesse an der Vorgeschichte von oben verordnet und staatlich gelenkt, was anfangs nur zur Folge hatte, daß noch häufiger Führungen veranstaltet werden mußten und themenbezogene Vorträge nicht nur vor Lehrern zu halten waren. Was in den ersten Jahren meiner Tätigkeit persönlicher Begeisterung und Aufgeschlossenheit für die Vergangenheit entsprang, wurde nunmehr zur Pflicht, die allerdings damals von den meisten noch nicht als der Zwang empfunden

wurde, zu dem alsbald auch Museumsaufgaben auszuarten begannen, je mehr das neue System sich auf den Gebieten der Schule und der staatlich reglementierten Volksbildung konstituierte. Dabei war es bezeichnend für den "neuen" Zustand und überraschte deshalb nicht, daß lange vor 1933 weder von behördlicher Seite noch in den Lehrplänen der Schulen und in den Programmen der Volkshochschulen die Vorgeschichte vernachlässigt worden war. So hielt ich bereits ab dem Wintersemester 1930/31 in der Gießener Volkshochschule, meist im Museum, also vor den und mit den Objekten, themenbezogene Einführungs- und Fortbildungsreihen, in denen die Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte dargelegt wurden. Auch gelegentliche Exkursionen zu Grabungsstätten und ins Gelände standen immer wieder auf dem Programm, das sich besonderer Beliebtheit in Lehrerkreisen erfreute, besonders ab Herbst 1933, nachdem ich im Oktober dieses Jahres in den Vorbereitungsdienst für das "Höhere Lehramt" eingetreten war.

Kaum Assistent geworden, mußte ich bereits Anfang November 1929 meine ersten Führungen halten und schon wenige Wochen später, noch im Dezember, wurde ich von dem in diesen Monaten mehr kranken als dienstfähigen Museumsdirektor Helmke zu einer Notgrabung nach Großen-Buseck geschickt. Beim Wegebau waren im Wald in Richtung Beuern einige Hügelgräber angeschnitten worden, eine Situation, die sich in den folgenden Jahren noch oft wiederholen sollte. Bei dieser meiner ersten Grabung lernte ich bereits auch jene kennen, die in solchen Fällen im Museum Meldung zu machen pflegten und mich anschließend bei den Grabungen unterstützten: Lehrer, Pfarrer, Förster und zuweilen auch Interessenten aus anderen Berufen. Bei solchen Notgrabungen galt es zu retten und zu bergen, soweit das noch möglich war, und mit stetig sich mehrender Freude am Erfolg wurden die Vitrinen im 2. Obergeschoß des Museums mit den Funden und der entsprechenden Beschriftung "gefüllt". Heute, nach 50 Jahren, bestehen andere Vorstellungen über die Aufgaben eines Museums. Damals pflegte man alles auszustellen, was man hatte oder erwarb. Fülle, selbst wenn darunter die Übersichtlichkeit litt, demonstrierte den Besitz und die geleistete Arbeit.

Das Gelände meiner ersten Grabung war mir seit 1925 bekannt. Damals hatte Helmke dort gegraben, und es war selbstverständlich, daß er seine Klassen hingeführt hatte, um uns damit vertraut zu machen, wie "der Spaten das Dunkel vergangener Jahrtausende lichten und Kulturen freilegen" könnte. Helmke selbst hatte einen guten Ruf in der vor- und frühgeschichtlichen Forschung. Er hatte ihn sich zu Anfang der 20er Jahre durch die Untersuchung des Römerkastells Capersburg im Taunus, nicht weit von Friedberg, und bei den ausgedehnten Grabungen im Muschenheimer "Vorderwald" und bei Niedermockstadt erworben. Er war fast wie alle "Prähistoriker" im Volksstaat Hessen in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg nicht durch ein akademisches Studium vorgebildet, hatte durch die einschlägige Literatur, wie etwa durch die "Prähistorische Zeitschrift" und den "Mannus", den der Lehrer Gustav Cosinna begründet hatte, besonders aber durch seine reiche Erfahrung die für die damalige Zeit notwendigen und auch ausreichenden Kenntnisse erworben und war, unterstützt von seinem pädagogischen Geschick, damals durchaus in der Lage, für sich und die Prähistorie sein

Wissen nicht nur nutzbringend anzuwenden, sondern auch an seine Mitarbeiter weiterzugeben. In den frühen 20er Jahren hatten sowohl bei ihm der Gießener Otto Kunkel gelernt, den 1978 der Oberhessische Geschichtsverein anlässlich seines 100-jährigen Bestehens für seine bleibenden Verdienste um die oberhessische Vorgeschichte in einer ersten umfassenden Publikation und seines Einsatzes für das Oberhessische Museum zum Ehrenmitglied ernannte, wie auch sein Nachfolger, den ich im Spätherbst 1929 als Museumsassistent ablöste. Während Otto Kunkel der Museumslaufbahn treu blieb und dabei dank seiner Erfolge die verdiente Karriere machte, verließ Hornickel 1929 Gießen und widmete sich anderen Aufgaben. Dadurch gab er mir den Weg frei, während der folgenden knapp sieben Jahre am Oberhessischen Museum zu arbeiten. Bereits 1930 beginnend, wurde Helmke in den folgenden Jahren immer häufiger gezwungen, die laufenden Aufgaben und Dienstgeschäfte, einschließlich der allerdings damals noch sehr bescheidenen anfallenden Korrespondenz und unkomplizierten Verwaltungspflichten, mir zu übertragen. Sie und die Führungen, zusammen mit der Wahrnehmung der Denkmalpflege, wurden dadurch so umfangreich, daß ich, was oft nicht leicht fiel, daneben zu studieren und nach dem 1. Staatsexamen im Herbst 1933 in den Referendardienst am Gießener Landgraf-Ludwigs-Gymnasium einzutreten hatte. Das machte sich besonders bemerkbar, als ich im Frühjahr 1933 für einige Monate als Hilfsassistent bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt tätig geworden war.

Bereits im Frühsommer 1930 mußte ich für mehrere Wochen im östlichen Vogelsberg, zwischen Angersbach bei Lauterbach und Rudlos, eine größere Grabung durchführen, die in einem ausgedehnten Hügelgräberfeld infolge von Wald- und Wegebauarbeiten nötig geworden war. Die Ergebnisse dieser Grabung riefen zugleich die Frage auf nach den Siedlungsverhältnissen und Siedlungsformen in der Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus, die in dieser Gegend noch nicht behandelt waren. Vom Sommer 1930 an war ich wiederholt im Kreis Lauterbach tätig, bis ich im Sommer 1932 mit Hilfe des damals auf der Basis der Freiwilligkeit schon bestehenden Arbeitsdienstes eine mehrwöchige Grabung durchführen konnte, bei der mich nicht nur die Riedeselsche Forstverwaltung in Lauterbach unterstützte sondern auch das Kreisamt Lauterbach, wie damals noch die Landratsämter im Volksstaat Hessen hießen. Die dem Kreisamt zugeordnete Vermessungsabteilung führte in großzügiger Weise die nötigen Vermessungen durch. Zuvor schon, ab 1930, hatte ich das Interesse einer anderen Dienststelle von Lauterbach erworben, die des Lauterbacher Schulrats vom Kreisschulamt Lauterbach, Herrn Lorenz. Er gehörte zu den ersten in der Provinz Oberhessen, die für unterrichtliche Zwecke erfolgreich Dia-Reihen zusammstellten und Lehrfilme drehten, und das zu einer Zeit, in der noch niemand an die heute mit Recht so beliebten Kreisfilmbildstellen dachte.

Herr Lorenz ermöglichte es mir auch, so oft ich in seinem Schulamtsbezirk weilte, etwa an Regentagen in den meist ein- oder zweiklassigen Dorfschulen der dem Grabungsgelände benachbarten Dörfer Vorgeschichte zu unterrichten und sie heimatkundlich auszuwerten. Die neuen Machthaber knüpften ab 1933 bereits gerne an diese Erfahrungen an, übernahmen sie und machten weiter, nachdem der Demokrat Lorenz Amt und Kreis hatte verlassen müssen. Die Erfahrungen selbst, die ich in diesen Jahren sammeln

konnte, kamen nicht nur mir persönlich zugute sondern auch der Arbeit im Museum, weil sie mich über Sommer sehr oft im Gelände und in der gesamten Provinz Oberhessen sein ließ, so daß ich sie in diesen Jahren sehr gründlich kennenlernte und sie sich mir auf allen Gebieten ihrer geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit erschloß. Das Gebiet, das ich denkmalpflegerisch und auch in anderen Bereichen zu betreuen hatte, sparte lediglich die südliche Wetterau aus, die vom Friedberger Museum versorgt wurde, das früh schon die große Vergangenheit der Stadt Friedberg und also eines bedeutenden Erbes verwaltete. Von den Friedberger Erfahrungen profitierte sogar unser Museum, indem Helmke ja in Gießen fortsetzte, was er in der ehemaligen Reichsstadt begonnen hatte.

Damals glaubte und hörte man, daß die Aufgaben der Jugend- und Volksbildung besonders gut und erfolgreich von ausgebildeten Pädagogen wahrgenommen werden könnten.

Das Äußere, besonders aber der romantische und stimmungsvolle Hof und das Treppenhaus zum ersten Stock unseres Museums lockten in diesen Jahren viele Zeichenlehrer, namentlich der Gießener Schulen, während der guten Jahreszeit an, die die oberen Klassen gerne bei uns arbeiten ließen, so daß während des Sommers viele Tage "besetzt" waren, zumal dann, wenn andere Gruppen wegen der Bestände uns besuchten. Dann herrschte überall ein Betrieb, der den Gedanken nicht aufkommen ließ, ein Museum sei nur etwas für die "ältere" Generation und die Zukunft müsse erst das Museum für die Jugend entdecken.

Je besser ich im Laufe meiner Tätigkeit die Sammlungen kennenlernte und mich mit ihren vielseitigen pädagogischen Aspekten und den Möglichkeiten ihrer Verwendung im Unterricht beschäftigte, desto überzeugender erschienen mir auch die unterrichtlichen Ergebnisse, von denen die sehr unterschiedlichen Strukturen der Gießener Schulen eifrig Gebrauch machten, entsprechend den didaktischen Ansprüchen, die Schulart und Altersstufe stellten. Während die damals sogenannten "Höheren Schulen" sich mehr auf die prähistorische und frühgeschichtliche Abteilung beschränkten, erfreuten sich die Kinder der unteren Klassen der Volksschulen mehr der Sammlungen im 1. Obergeschoß des Museums, insbesondere der sehr stattlichen Waffensammlung, und ließen sich zur Ergänzung dessen, was ich zu sagen pflegte, die verschiedenen Arten der Gewehre vorführen, die offenbar in ihrem Geschichtsunterricht eine Rolle spielten, etwa bei den vaterländischen Kriegen, die schon vor 1933, erst recht aber danach, einen breiten Raum im Fach "Geschichte" einzunehmen schienen. So lernte ich ganz von selbst Methoden und Inhalte der städtischen und auch ländlichen Schulen kennen, die mir nützlich waren, als ich ab Herbst 1933 selbst mit systematischem Schulunterricht konfrontiert wurde. Mädchenklassen waren dagegen häufig zu Gast in den Räumen, in denen unsere umfangreiche Trachtensammlungen ausgestellt waren, die der zentralen Lage Gießens entsprechend nicht nur die hessische sondern auch die benachbarte "preußische" Trachtenlandschaft umfaßte, wie etwa die des bis 1866 darmstädtischen "Hinterlandes", des Marburger Landes, der Schwalm und natürlich des Hüttenbergs, in dessen Besitz sich Hessen und Preußen teilten. Gerade diese Trachten, die sich im Erdgeschoß befanden, und das einheimische Handwerk, das noch

bestehendes, aber auch schon ausgegangenes umfaßte, waren für den Durchschnittsbesucher eine der Hauptattraktionen, wie sich überhaupt an dem bekundeten Interesse ablesen ließ, was die Besucher ansprach. Während die Räume der Vorgeschichte eigentlich von allen "mitgenommen" wurden, konnte ich in der "Römischen Abteilung" immer nur wenige Besucher feststellen, die dann wohl auch die Voraussetzungen mitbrachten, um zusammen mit der Beschriftung die Welt sich vorzustellen, die unseren Raum südlich von Gießen bei Grüningen gestreift oder ihn im "Ursulum", am Nordrand der Stadt, durch Händler berührt hatte. Umso willkommener waren meine Führungen denen, die durch den Lateinunterricht die Kenntnisse mitbrachten, die ein längeres Verbleiben bei den "Römern" lohnend machten und gerne durch Einsichten in die römische Provinzialkultur erweitert wurden. Attraktiv vertreten war ferner die frühgeschichtliche Zeit der Völkerwanderung des 5. bis 7. Jahrhunderts. Für beide Epochen hatten wir genügend imponierende Ausstellungsstücke, die, bei den Führungen von Hand zu Hand gereicht, damals schon Methoden praktizieren ließen, die man heute als solche der Gegenwart beanspruchen möchte. Im "Römischen" fanden neben der reichlich vertretenen Keramik immer wieder die Gläser bewundernde Beachtung, besonders die der Kölner Manufaktur, die leider nach 1933 an das Wallraf Richartz-Museum in Köln verkauft wurden, offenbar deshalb, weil man hierzulande ihren ideellen, aber auch exemplarischen Wert unterschätzte. Einen Hauptanziehungspunkt aber bildeten die fränkischen Holzsärge von Leihgestern, die nach ihrem Aufbau und dem lückenlosen Inhalt ein Unikum der Gießener Sammlungen zur Frühgeschichte darstellten und in der Brandnacht vom 6. Dezember 1944 für immer untergingen. Nachdem, wie heute bekannt ist, bis zuletzt abgelehnt worden war, diese und andere Kostbarkeiten des Museums rechtzeitig auszulagern, um bei der Bevölkerung keinen Zweifel am "Endsieg" aufkommen zu lassen, gehört ihr Verlust zu dem Tribut, den die Stadt noch in den letzten Kriegsmonaten zahlen mußte.

Was nach meiner Zeit, in den 40er Jahren, an Gesinnungsterror immer deutlicher wurde, war zunächst nach der "Machtübernahme" nicht leicht zu erkennen und bedrückte nur die "Pessimisten", die sich nicht täuschen ließen.

Die Pflege des zusammengetragenen stadt- und heimatgebundenen Kulturgutes wurde lediglich intensiver, keineswegs aber im Sinne einer ideologischen Auslese behindert oder differenziert. Die neue Zeit machte sich mindestens zunächst weniger im Museum bemerkbar als vor unserer Tür auf dem Brandplatz, der vom Direktionszimmer im 1. Stock des Hauses aus leicht einzusehen war. In diesen Raum, in das ehemalige Adjutantenzimmer der großherzoglichen Zimmerflucht, die nach 1905 bis 1918 gelegentlich als Gießener Absteige von den "hohen" Gästen aus Darmstadt benutzt worden war, hatte man noch vor meiner Zeit aus dem Erdgeschoß die Verwaltung des Museums gelegt. Die großen Wandschränke eigneten sich gut zur Aufbewahrung alles dessen, was für unsere bescheidenen Ansprüche unentbehrlich war, unter anderem für die kleine Präsenzbibliothek und Aktenmaterial, das sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte, darunter die Inventarverzeichnisse, die ich auf dem Laufenden zu halten hatte. Auch



die an die Verwaltung anschließenden Räume hatten die Innenarchitektur des Jugendstils bewahrt, jener Epoche, die der letzte Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ernst Ludwig, besonders geschätzt und gepflegt hatte und die bis heute der ehemaligen Residenz Darmstadt unverkennbare Gesichtszüge verleiht.

Von den großen Fenstern zum Brandplatz hin konnte man nicht nur das Getriebe des Gießener Wochenmarktes beobachten, sondern auch die Aufmärsche und Kundgebungen der politischen Verbände, sowohl des kommunistischen "Rotfrontkämpferbundes" wie der paramilitärischen Organisationen der NSDAP, aber auch des "Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold". Dabei ging es schon Jahre vor der Machtübernahme nicht immer nur friedlich zu, obwohl Gießen in dieser Zeit im ganzen eine sehr friedliche, vom Bürgertum bestimmte und der Universität getragene Stadt geblieben war. Auch die Reichswehr ließ sich gelegentlich auf dem Brandplatz sehen, denn eine Kompanie des Gießener Bataillons war im alten Zeughaus stationiert. Es war jedoch nicht zu übersehen, daß diese politischen Kampfverbände gegen Ende der sogenannten "Kampfzeit" immer deutlicher auch in Gießen ihre politischen Gegensätze auf der Straße austrugen und dafür den Brandplatz für besonders geeignet hielten. Nach dem 30. Januar 1933 diente er zunehmend den NS-Formationen zum Antreten und Appellen, besonders, nachdem die SA das Obergeschoß des Neuen Schlosses zu ihrem Stabsquartier erkoren hatte. Unter dem Nachfolger von Helmke waren wenig später die Bestände des sogenannten "Kriegsmuseums" nach Kassel verkauft worden, die nach der Zwangsräumung zunächst auf dem Boden des Oberhessischen Museums sehr provisorisch magaziniert worden waren. Die Sammlung selbst hatte, so lange sie in Gießen gezeigt wurde, immer wieder das Interesse vieler geweckt. Man konnte da sehen Waffen, Ausrüstungsstücke und Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg sowie Gebrauchsgegenstände, wie sie die Kriegsgefangenen im Lager auf dem Trieb benutzten und teilweise sich selbst angefertigt hatten.

Die neuen Bewohner hatten sich im Stadtkern repräsentativ festgesetzt. Die Völkerkundesammlung im großen, durchgehenden Saal des Untergeschosses blieb jedoch bis zu meinem Weggang im Mai 1936 unangetastet und war weiterhin den Besuchern zugänglich.

Obwohl das "Neue Schloß" mit seinem Material ein Teil des "Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen" war, erfuhr es im ganzen weniger Beachtung als das "Alte Schloß". Die Bestände der Völkerkunde hätten fachlicher Führungen und Erläuterungen bedurft, um den Besuchern mehr zu sein als eine Zusammenstellung exotischer Raritäten, und das Kriegsmuseum wollte die Erinnerung an einen Krieg wachhalten, der nach meinen Beobachtungen nur einer bestimmten Generation attraktiv erschien, die sich nach Herkunft und Interesse sehr von dem Publikum unterschied, das das Alte Schloß zu besuchen pflegte. Alle aber suchten eine Vergangenheit, zu der man sich in den frühen 30er Jahren durchaus bekannte, wenn sie auch von vielen Seiten immer deutlicher angegriffen wurde. Interessant und, wie man heute sagen würde, gesellschaftspolitisch relevant war es zu beobachten, daß die Menschen, die in diesen Jahren das Museum regelmäßig aufsuchten, leicht einzuordnen waren. Da gab es neben den Liebhabern bestimmter Ausstellungskomplexe Interessierte, die man immer wieder an-



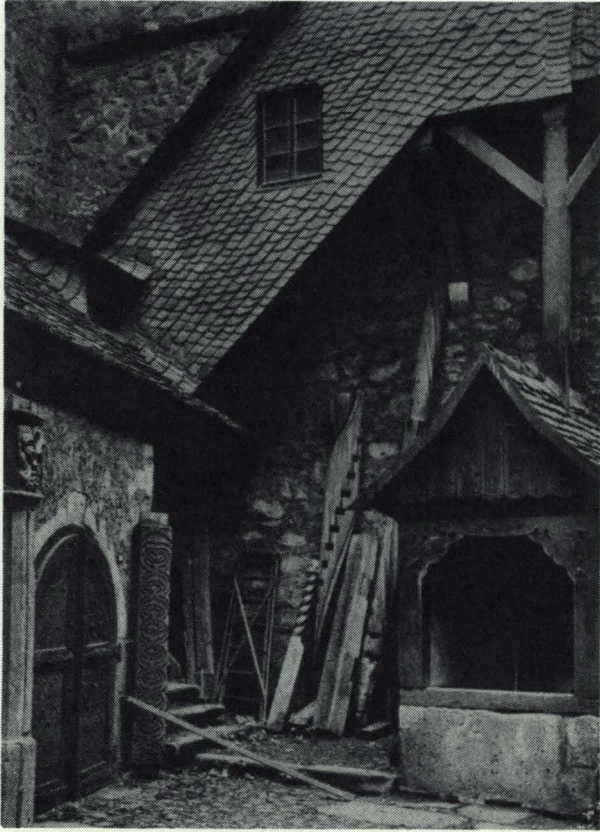
Blick aus dem Verwaltungsgemine  
 durch die Schloßgasse zur Stadtkirche



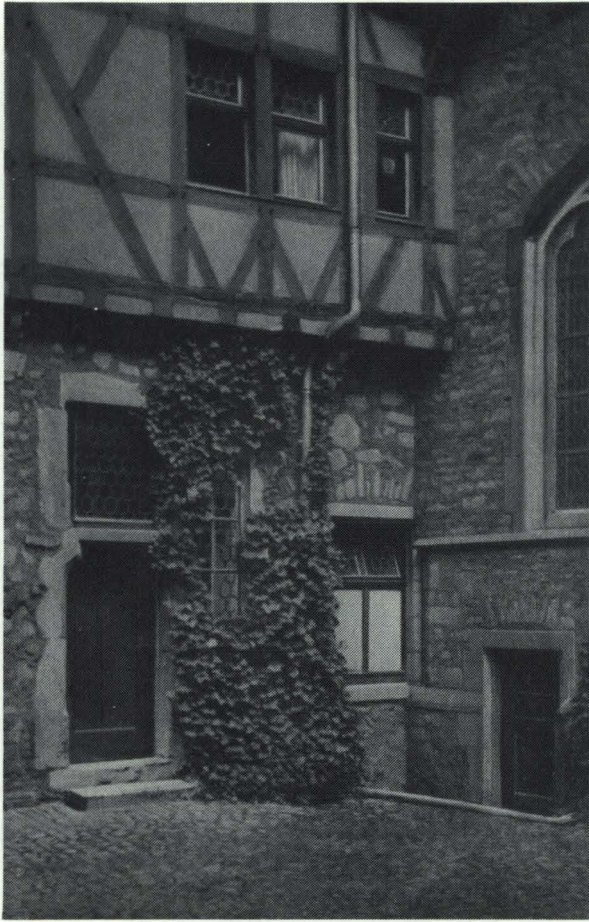
Schlosshof  
Brünnenhäuschen und das eiserne Tor zum Kanzleiberg



Schlosshof,  
links der Eingang zur Porzellan-abteilung

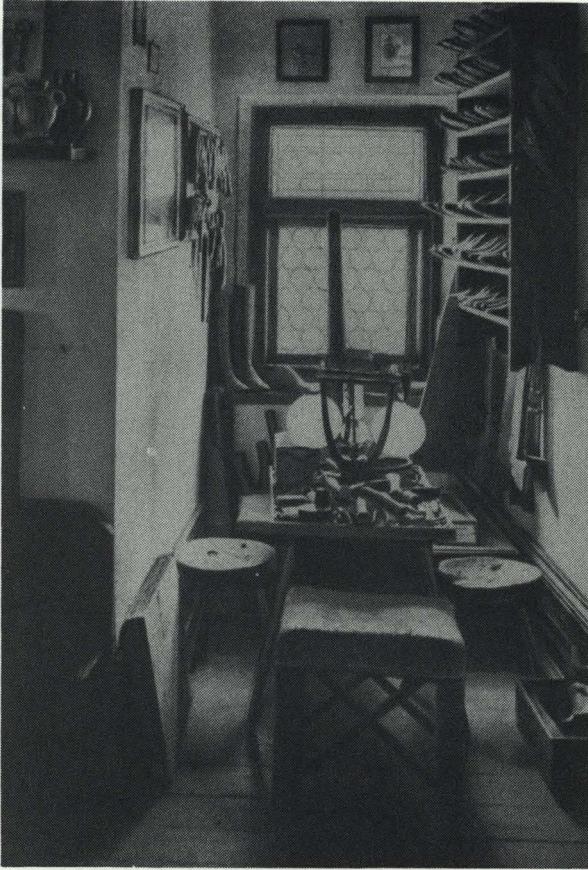


Schloßhof  
mit „Brünnleinhäuschen“  
und Aufgang zum „Heidenturm“

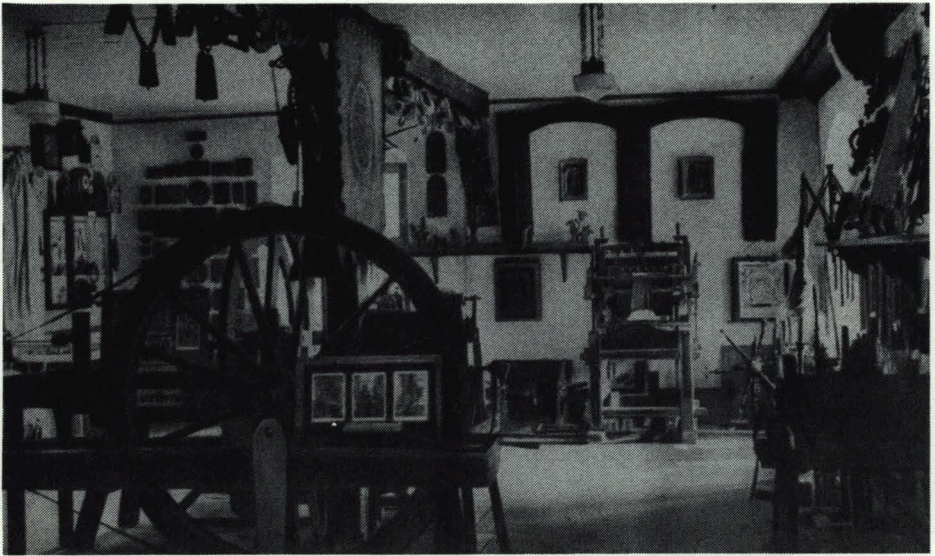


Schlosshof

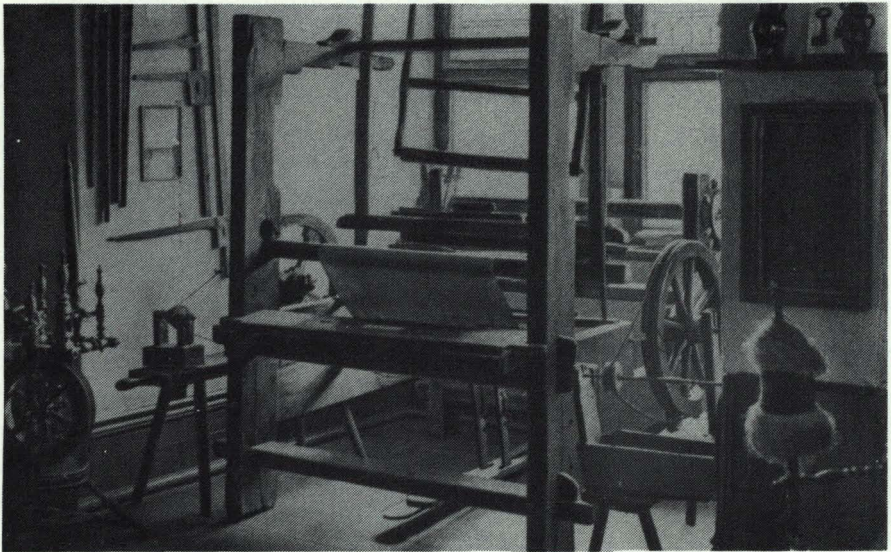
links der Eingang zur „Kapelle“  
 darüber  
 die Räume des Handwerkes



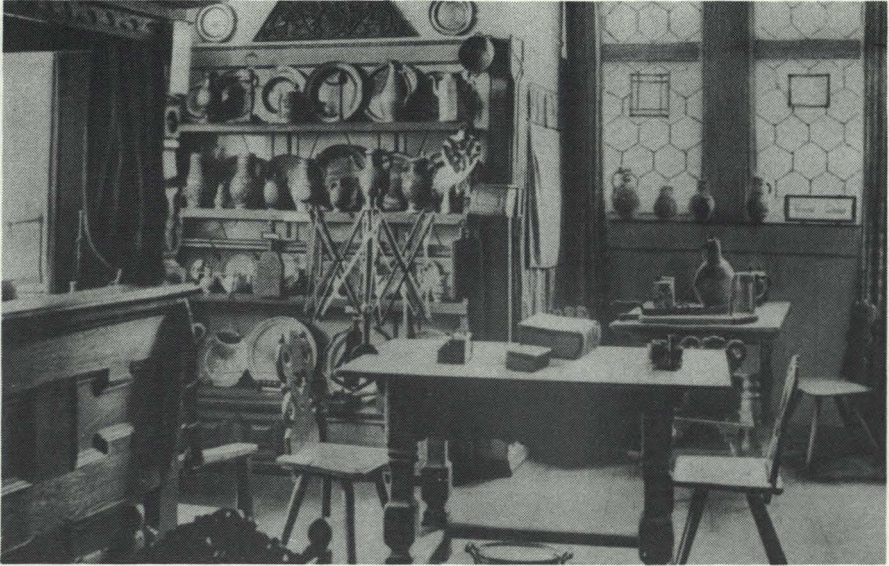
Schusterwerkstatt  
im  
Fenigel zum Kanzenberg



Aus oberhessischer Handwelt:  
links eine Maschine zum Herstellen von Nähmaschinen,  
im Hintergrund eine Strumpf-Strickmaschine.



Webstuhl und Züchelöf  
im ersten Stockwerk des Kanzleiberg-Häufels



*„Berrenstube“  
im Rauszey-Geigel (hündseite)*



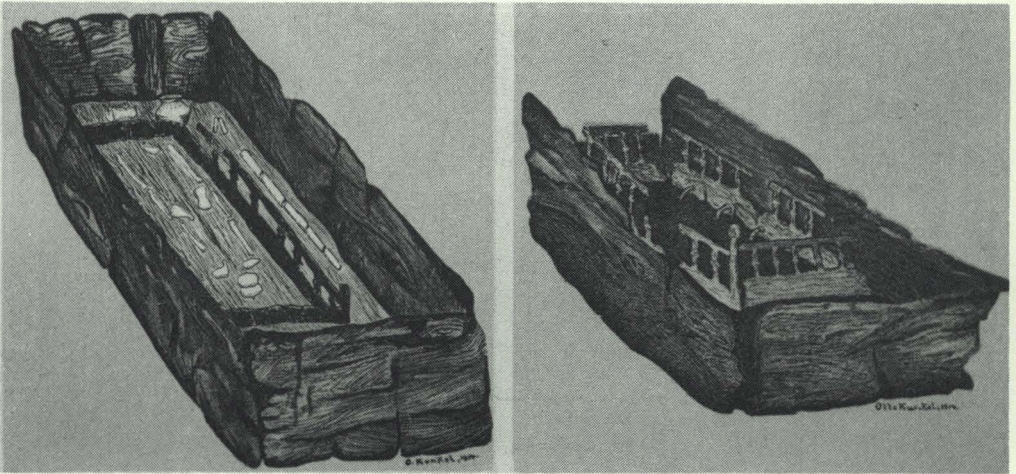
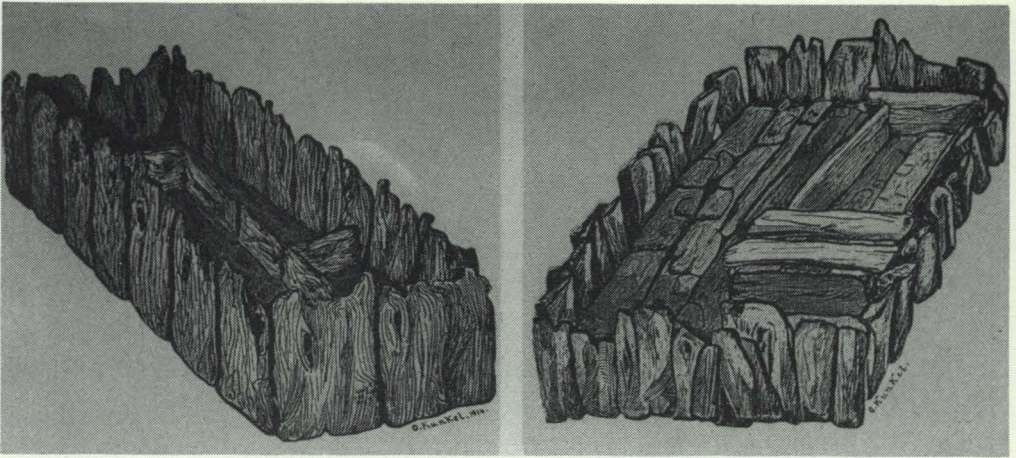
*Ein Teil der Waffensammlung  
im Treppenhaus des ersten Obergeschosses*



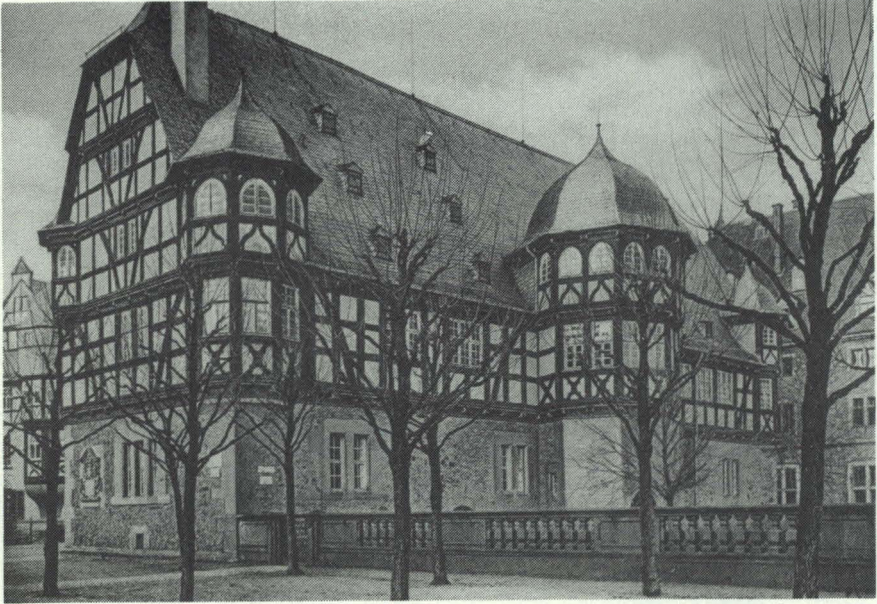


## Die „Kapelle“,

links unten die Figuren des Brennerer Altars,  
rechts oben die Kreuzigungsgruppe, die neu herbeigeführt  
wurde.



Die Fränkischen Frauentärze  
 von Kehlstein bei Gießen  
 (um 500 u. Chr.)



Das „Neue Schloss“,

im Erdgeschoss befindet sich das „Völkerrunde-Kunstrein“,  
im ersten Obergeschoss das „Rieskunstrein“.

treffen konnte. Sie hielten sich meist vor dem, was sie nicht reizte, nicht weiter auf, sondern eilten zielstrebig in die Räume, deren Inhalt sie anzog. Gern besichtigt wurden damals immer wieder die Trachten der engeren Heimat, obwohl man sie damals oft noch getragen sah, auch auf dem Gießener Wochenmarkt, der sich auf dem Brandplatz und in der Marktlaubenstraße abspielte und noch weitgehend von den Erzeugern unmittelbar beschickt wurde, die zu einem großen Teil aus dem Hüttenberg und der Licher Gegend kamen. Andere konnten sich nicht genug tun, immer wieder die kleinen Werkstätten des Handwerks zu besichtigen und dabei etwa ihren mitgenommenen Kindern davon zu erzählen, wie es früher war, obwohl manches, wie etwa die komplette Schusterwerkstatt, die liebevoll aufgebaut war, noch überall in der Stadt in voller Funktion zu sehen war. Auch die Dorfschmiede, rechts vom Eingang in einem düsteren gewölbten Raum, hatte ihre Freunde, obwohl Schmieden überall noch in Betrieb waren und Pferde auch in der Stadt zum Alltäglichen gehörten.

Damals schon litt das Museum unter erheblichem Raum- und Platzmangel. In den meisten Abteilungen standen die Schränke und Vitrinen so dicht, daß die Besucher nur einzeln zu ihnen hintreten konnten. Da man außerdem damals noch weit entfernt war von der heute unbestrittenen Selbstverständlichkeit, nicht alles, sondern nur ausgesuchte Stücke exemplarisch auszustellen, stand das an sich wertvolle Material in der Porzellan-, Fayence- und Gläser-Abteilung so gestapelt neben- und übereinander, daß die Fülle eher verbarg als vorführte. Dasselbe galt übrigens auch für die vorgeschichtliche Abteilung. Die einzelnen Stücke, namentlich bei den Porzellanen und Fayencen, türmten sich geradezu, so daß man sich eher in einem Verkaufsladen wähnte als in einem Museum, dessen pädagogischen Auftrag damals schon niemand mehr verkannte. Aber niemals, auch nicht von Seiten der Besucher, kam bei uns und in diesen Jahren jemand auf den Gedanken, den größeren Teil der Bestände zu magazinieren. Doch darf rückblickend auf solche Zustände, die heute eindeutig Mißstände genannt werden, nicht übersehen werden, daß auch für ein ausgedehntes Magazin der notwendige Platz fehlte. Das über das gesamte Schloß sich hinziehende, nur über eine schmale Holzterrasse zugängliche Dachgeschoß war nicht ausgebaut. Ein staubiger Lehmbohlenboden zwischen den Fußbodenbalken und ein unverschaltetes offenes Sparrenwerk des Daches bewirkten, daß das, was hier abgestellt war, von einer dicken Staub- und Schmutzschicht überzogen, langsam aber sicher verkommen mußte. Vieles war darunter, was Beachtung verdient hätte. Vieles harzte vergeblich der nie erfolgten Bearbeitung wie z. B. der Inhalt jener offenen Kisten und Schachteln, in denen sich das nie veröffentlichte Grabungsmaterial der karolingischen Pfalz von Ingelheim befand und Keramik vom Gleiberg. Auch der Fundzuwachs aus den zahlreichen Ausgrabungen im größten Teil der Provinz Oberhessen mußte oft auf diesem Dachboden abgestellt werden, immer in der guten Absicht, die Funde aufzuarbeiten. Dabei blieb es im allgemeinen, denn nach dem Weggang Helmkes oblag die gesamte Museumsarbeit mir, da der Nachfolger, Professor Dr. Heinrich Richter, der durch seine Ausgrabungen in den sogenannten, dem Paläolithikum zugewiesenen "Höhlen von Treis" an der Lumda in den frühen 20er Jahren bekannt geworden war, sich um das Museum wenig kümmerte. Er verwandte im allgemeinen die Stunden, die er in Gießen weilte, auf seine Lehr-

tätigkeit an der Universität, an der er im Bereich der Geologie und Mineralogie las. Auch waren die Ausgrabungen auf dem Glauberg angelaufen, jener seit der Vorgeschichte kontinuierlich bis in die Stauferzeit genutzten Bergfeste. Mit ihnen konnte und durfte er sich seit 1932 voll ausgelastet fühlen. Auf diesem Glauberg, der beherrschenden Höhe über dem Niddertal, zwischen Stockheim und Altenstadt, bot sich für die nächsten Jahre zum erstenmal die Gelegenheit, mit staatlichen Mitteln und der Hilfe der nach 1933 auf dem Berg errichteten Außenstelle des Reichsarbeitsdienstes unbefristet, über meine Zeit hinaus, ein Objekt zu erforschen, das ein- und erstmalig im oberhessischen Raum über Jahrtausende hin Aufschlüsse zur Siedlungs- und Kulturgeschichte versprach. Ich selbst, obwohl durch den schulischen Vorbereitungsdienst und das völlige Alleinsein im Museum mehr als ausgelastet, weilte ebenfalls des öfteren auf dem Berg. So richtete ich 1934 mit den bis dahin dort gemachten Funden sowie mit ergänzenden und deren Aussage unterstreichenden Leihgaben aus den Beständen unseres Museums eine Dauerausstellung in einem eigens dafür errichteten Holzbau ein. Nach erfolgtem Assessorexamen im Sommer 1935 hatte ich sogar Gelegenheit, mit Primanern des Gießener Realgymnasiums, wie damals die spätere Herderschule hieß, gegen freie Station in dem kleinen Arbeitsdienstlager und dank der Gießener Schulleitung, die solchen Unterrichtsmöglichkeiten gerne entgegenkam, an den Grabungen unmittelbar beteiligt zu sein. Auch dieses war ein Beitrag zur "Didaktik der Vorgeschichte" in der Schule von damals und Zeichen dafür, wie selbstverständlich man bereits ausschöpfte, was heute zuweilen "ganz groß" herausgestellt wird.

Solches, das Thema und die Praxis ähnlicher Einsätze und ungezählte andere Erfahrungen, die ich in diesen Jahren systematisch zur Methodik der Vorgeschichte im Unterricht und des Komplexes "Museum" in der Schule sammelte, fanden ihren Niederschlag in meiner Assessorenarbeit, in der ich das niederschrieb, was ich in den vorausgegangenen Jahren zu diesen Fragen zusammengetragen hatte. Bei diesen schulpädagogischen Untersuchungen beschränkte ich mich natur- und sachgemäß allerdings nicht auf die Bodendenkmalpflege, sondern bezog alles das ein, was meine schulischen Fakultäten Griechisch, Lateinisch und Germanistik betraf. Auch anderen Orts und zuvor schon waren ähnliche Arbeiten geschrieben worden, haben aber eigentlich niemals, und das gilt wohl auch für heute noch, die Beachtung gefunden, die schon immer geeignet war und es auch in der Gegenwart wäre, nicht nur den Geschichtsunterricht ansprechend aufzulockern. Damals wie heute fehlte bzw. fehlt es an den Motivationen. Das aber überrascht für heute, während es in den 30er Jahren verständlich war, in denen man Museen noch nicht schulbezogen zu sehen und auszuwerten pflegte.

Die Überfüllung unserer einzelnen Abteilungen rührte nicht nur aus dem noch völlig unkritischen Bemühen, alles, was man hatte, auch zu zeigen, sondern nicht weniger aus dem Bestreben, die zahlreichen Spender nicht zu enttäuschen. Kaum eine Woche verging in diesen Jahren, in der nicht irgendjemand irgendetwas brachte, von dem er glaubte, es habe einen exklusiven Wert und trage wesentlich zur Vervollkommnung unserer Bestände bei. Da die Haushaltungen in der Stadt und auf dem Lande durch nichts gelitten hatten, mit Entbehrlichem vollgestopft waren und der Handel mit

Antiquitäten in Gießen noch weithin unbekannt war, trug man bei Haushaltsauflösungen und Erbschaften alles, auf das man verzichten sollte und konnte, ins Museum, in der Erwartung, es demnächst dort ausgestellt zu sehen. So wurde uns vieles gebracht, und Schränke und Vitrinen füllten sich immer mehr. Manches war ein echter Gewinn, anderes hätte man lieber nie gesehen. Der Begriff der "Nostalgie" war damals noch nicht geprägt, aber damals wie heute war es schwer, Echtes und Ausstellungswürdiges vom Kitsch zu unterscheiden. Selten wanderte etwas, an dem oft das Herz der Spender hing, auf unseren Dachboden. Nicht selten wurden wir kontrolliert, getadelt und blieben unverstanden, wenn das Gespendete bei bestem Willen nicht auszustellen war. Zu diesen Neuerwerbungen gehörten auch die Arbeiten mancher bis dahin unbekannt gebliebenen Maler, deren Arbeiten uns damals wertlos erschienen, obwohl sie alt-gießener Motive zeigten, die viele festzuhalten pflegten. Den Gang mit diesen Arbeiten in das uns gegenüberliegende "Turmhaus am Brand" scheute man, doch bei uns hielt man alles für gut aufgehoben und der Nachwelt erhalten. Was man dort, wo sich die Bilder der Gießener Gemäldesammlung und des Kunstvereins befanden, nie aufgehängt hätte, fand im Museum meist noch ein Plätzchen. So wurden noch nach 1933 eine Vielzahl von Federzeichnungen mit Motiven aus dem alten Gießen erworben. Man ließ sogar, um sie aufhängen zu können, eigens Stellwände anfertigen und war hinterher nicht wenig erstaunt, als die Zeichnungen, an denen der "Künstler" zu deutlich mit dem Lineal gearbeitet hatte, von einer, wie der Verantwortliche glaubte, nur mißgünstigen Presse total zerrissen wurden. Schuld an solchen Zwischenfällen war zweifellos das oft zu patriarchalische Verhalten der Leitung, der jeder amtliche Anstrich fehlte, bedingt durch den ehrenamtlichen Zwei- oder gar Ein-Mannbetrieb.

Doch im ganzen waren uns die Gießener Zeitungen wohlgesonnen und unterstützten uns, wo immer sich Gelegenheit dazu bot, bereitwillig. Um unsere Arbeit zu fördern und in die Öffentlichkeit hineinwirken zu lassen, veranlaßte mich in den 30er Jahren der "Gießener Anzeiger", über Themen und Komplexe, die im Museum geschlossen aufgestellt waren, jeweils in seiner Samstagsausgabe zu veröffentlichen. Durch Aufnahmen eines betriebs-eigenen Photographen ließ er diese Aufsätze, die meistens eine ganze Zeitungsseite füllten, illustrieren. Auf diese Weise entstand während eines Winterhalbjahres mehrmals eine fast lückenlose Darstellung unseres Museums und seiner Gesamtbestände, einschließlich der Sammlungen im Neuen Schloß, für mich eine sehr willkommene Gelegenheit, Inhalte und Zusammenhänge, auch vor dem historischen Hintergrund, mitzuteilen, die bei den üblichen Führungen nur gestreift werden konnten, wie sehr ich auch stets bemüht war, nicht nur Gesamt-Führungen anzubieten, sondern zu wiederholten Besuchen anzuregen, um "Reihen" aufzubauen, die ihren unterrichtlichen Eigenwert beanspruchen konnten. Viele Kollegen machten gerade von diesem besonderen Angebot zur Ergänzung und Abrundung ihres Unterrichts dankbar Gebrauch. Gleichzeitig entstand mir durch diese persönliche Begegnung mit den Lehrern aus Stadt und Land ein Mitarbeiterkreis, auf den ich nicht nur zurückgreifen, sondern mich auch verlassen konnte. Ohne die tatkräftige Hilfe dieser Mitarbeiter, die man allerdings noch nicht "örtliche Denkmalpfleger" zu nennen pflegte, wäre es kaum möglich gewesen, überall und rechtzeitig in dem großen Gebiet unserer Zuständigkeit präsent zu

sein, wenn Entscheidungen und Maßnahmen es erforderlich machten. Sie meldeten eifrig und verantwortungsbewußt, was sie sahen oder hörten, und trugen wesentlich dazu bei, daß das Oberhessische Museum seinen überregionalen Status bewahren konnte. Dieses Zusammenwirken mit ortsansässigen Mitarbeitern trug auch insofern gute Früchte, als immer die nötigen freiwilligen Arbeitskräfte vorhanden waren, so oft Arbeit im Gelände notwendig war. Dieser Einsatz geschah durchweg unentgeltlich, denn auch nach 1933 waren dafür in keinem Haushalt Mittel eingesetzt, wie man überhaupt noch von jener Förderung weit entfernt war, die heute gewährt wird, wenn sie auch von den Zuständigen für immer noch nicht ausreichend bezeichnet wird. Man war zu meiner Zeit noch weit davon entfernt, Museen und Denkmalpflege für die Gesellschaft verpflichtende Einrichtungen zu halten und dafür regelmäßig Mittel auszuweisen. Unsere Helfer waren es zufrieden, wenn sie in der örtlichen Presse für ihre Mitarbeit vom Erfolg lesen konnten. Doch pflegten einem bei derartigen Gelegenheiten auch alarmierende Überraschungen zu begegnen, besonders nachdem ab 1933 völkisches "Art"-Bewußtsein sich auszubreiten begonnen hatte. So wurde mir von Freunden ein Leserbrief zugeschickt, in dem sich der Verfasser bitter darüber beklagte, daß man einen Mann mit slavischem Namen die Grabesruhe unserer germanischen Ahnen habe stören lassen. Nun gab es zwar im Verbreitungsgebiet dieses Heimatblattes schon sehr früh treue Gefolgsmannen, die art- und rassebewußt waren, aber ich konnte und durfte nicht übersehen, daß dieser Stimme sich bald weitere zugesellen würden, durch die mir denn auch in der folgenden Zeit Schwierigkeiten erwachsen, je mehr der "Rassestolz" zu einer nationalen Tugend ausartete.

Im ganzen jedoch waren überall die Öffentlichkeit und vornehmlich die Kollegen frei von solchen Vorurteilen und dankbar, für unser Museum arbeiten zu können. Mit mir hätten viele es begrüßt, wenn die staatliche Bodendenkmalpflege Ausgrabungen auch an mittelalterlichen Objekten durchgeführt oder wenigstens örtliche Maßnahmen dieser Art überwacht hätte. Doch dafür standen keine Mittel zur Verfügung, und außerdem schien der Landesregierung eine Grabungsstätte, nämlich die auf dem Glauberg, zu genügen. Auch der Arbeitsdienst mochte wohl nicht weitere Außenzüge für eine solche Kulturarbeiten einsetzen. Im übrigen erfreute sich der Berg in diesen Jahren "höchster" Gönnerschaft und Förderung, indem es dort gelungen war, den Gauleiter der Partei für die Arbeiten zu interessieren, zu dem man in Gießen noch keine Beziehungen entdeckt hatte.

Was ich damals gerne eingeleitet hätte, die längst fällige Neuordnung und Umgruppierung samt der notwendigen Auflockerung, besonders in der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung, ließ sich nicht realisieren. Es mußte dabei bleiben, daß die einzelnen Stockwerke die ihnen zugewiesene Funktion in der Gesamtkonzeption, die sie seit eh und je besaßen, weiterhin erfüllten. Diese Ordnung galt als unumstößlich und erschien als ein Stück Museum selbst. Weder waren für eine solche Riesenarbeit Kräfte und Mittel vorhanden, noch hätte jemand dafür Verständnis aufgebracht, wenn man an der Tradition gerüttelt hätte. Nach meiner Zeit wurde dieses in Angriff genommen, besonders ab 1938, nachdem das Museum einen hauptamtlichen, beamteten Direktor erhalten hatte. Damals sprach man wohl zum ersten Mal von dem

"Dornröschenschlaf", aus dem das Museum geweckt werden müsse.

Lediglich gelang es noch vor 1933, den malerischen "Heidenturm", den Bergfried der landgräflichen Wasserburg aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, der Besichtigung zugänglich zu machen und für Ausstellungen einzurichten. Seine drei Stockwerke, über dem Verließ und unterhalb der nicht ausgebauten barocken Haube, stellten, nachdem sie eingerichtet waren, in der Folge einen besonderen Anziehungspunkt dar, der hauptsächlich von den jungen Besuchern gerne bestiegen wurde. Die kleinen Räume der Turmgoschosse waren zudem leicht zu überblicken, und ein jedes war für sich einem fest umrissenen Thema gewidmet. Sie konnten daher als gelungener Versuch dafür gelten, wie in Zukunft einmal das Museum umgestaltet werden müsse. Das Verließ war vom Hof aus, links neben dem reizvollen Brunnenhäuschen, schon immer zugänglich gewesen. Der dunkle, feuchte Raum mußte erhalten für manche geschene oder auch nur erdachte Gruselgeschichte, die sich in ihm abgespielt haben mochte, seit dem Mittelalter bis in das frühe 19. Jahrhundert. Im ersten Turmgelaß wurde eine "Rüstkammer" eingerichtet, durch die die Waffensammlung im Hauptgebäude entlastet werden konnte. Das nunmehr hier ausgestellte Material schien wie selten eines im Museum besonders gut zu seinem äußeren Rahmen zu passen. Das 2. Geschoß nahm die umfangreiche Model-Sammlung auf, die an die einst in Gießen blühende Blaudruck-Herstellung erinnerte. Sie hatte bis zur Neuaufstellung ein fast unbeachtetes Dasein in den "Handwerks"-Räumen des 1. Stockwerks im Kanzleiberg-Flügel gefristet, die dadurch ein wenig aufgelockert werden konnten. Das 3. Obergemach des Heidenturmes wurde als "Bauernstube" eingerichtet, in der fortan das breite Himmelbett mit seinen blauen Kattunbezügen und andere bäuerliche Einrichtungsstücke die Erinnerung an die ländliche Umgebung Gießens wachhielten, deren Welt leider auch in Zukunft auf die verschiedenen Räume des ganzen Museums verteilt bleiben mußte. Mit der Einbeziehung des Turmes waren aber auch in diesen Jahren alle Möglichkeiten, Platz und Übersicht zu schaffen, ausgeschöpft.

Da uns eine "Steinhalle" fehlte, war manches in dem idyllischen Innenhof zur Besichtigung, jedoch zugleich auch den Wettereinflüssen freigegeben, darunter einige Grabsteine und jene basaltene Kreuze, die an den alten Straßen unseres Landes an Unfälle oder Verbrechen erinnerten. Sie fanden bei uns wenig Beachtung, da eine alte Feuerspritze den Blick auf sich zog. Sie gehörte zu dem Typus, der bis in das späte 19. Jahrhundert überall in unserer Gegend noch in Benutzung gewesen war. Anderes Feuerlöschgerät, wie lederne Eimer und Einreißhaken, befanden sich in einem schmalen Gang, der die Verbindung von der "Schmiede" zur sogenannten "Kapelle" bildete.

Doch betrat man diesen Raum besser vom Hofe aus. Wir hatten ihn so geheißen, weil in ihm alles das zusammengetragen war, was in den Bereich des Kultes gehörte. Es war wenig und dürftig genug und spiegelte wider, wie unbedeutend und unscheinbar Gießens kirchliche Vergangenheit war. Was den "Bildersturm" zu Beginn des 18. Jahrhunderts außerhalb der



Stadt überstanden hatte, war in den Pfarrkirchen der umliegenden Dörfer verblieben. Aus unserer eigenen Vergangenheit war so gut wie nichts mehr vorhanden. Immerhin hatte sich einiges Kultgerät angesammelt, dazu konnte man auf einige, leider stark wurmstichige Apostelfiguren von dem vorreformatorischen Altar der Kirche in Beuern verweisen sowie auf eine kleine Kreuzigungsgruppe aus Hausen, die zu meiner Zeit an die dortige Kirche zurückgegeben wurde. Vieles des bescheidenen Vorhandenen war seiner Herkunft nach nicht mehr auszumachen, eine Folge wohl davon, daß die Sammler nichts von sakraler Kunst, besonders der kleinen, verstanden hatten, wohl aber auch Ausdruck des Umstandes, daß der Akzent eindeutig auf die Vorgeschiede gesetzt war. Nicht ohne Neid erwähnte ich bei den Führungen durch den Raum die Gießener Nachbarkirchen, wie etwa Heuchelheim mit seinem Schreinaltar oder das nahe Kirchberg bei Lollar oder auch die Gleiberger Burgkirche mit ihrer schönen Intarsienkanzel aus der Renaissancezeit. Auch ließ ich nie unerwähnt, was Schotten besaß und die kleinen, aber im sakralen Bereich reichen Museen von Alsfeld und Lauterbach vorzuführen hatten. Bei unserer Armut mußten Erklärungen und Begründungen herhalten, um das zu zeigen, was man nicht sehen konnte, und unter solchen Eindrücken lernte ich den "Mut zur Lücke", der damals anfang, auch im pädagogischen Bereich eine Rolle zu spielen. Eine echte Kostbarkeit besaßen aber auch wir. Sie war nicht in dieser "Kapelle" ausgestellt. Sie stand zwar in einer gotischen Nische im Treppenhaus zum ersten Stock, fand jedoch, wie ich immer wieder beobachten konnte, nicht die Beachtung, die ihr gebührte. Umso mehr würdigte ich die bei uns als "Arnsburger Madonna" bekannte Holzstatue der Mutter mit dem Kind. Ich habe nie erfahren, wie sie zu uns gelangt war, hatte aber auch nie Grund, daran zu zweifeln, daß sie aus Arnsburger Klosterbesitz stammte, der ja nach der Säkularisierung verschleudert worden war. Da sie der späten Gotik zuzuordnen war, scheint sie die Plünderung der Kirche während des 30-jährigen Krieges überdauert zu haben. In der Barockzeit hatte sie die Krone erhalten, die sie auch bei uns noch trug. Obwohl jeder Besucher an ihr vorbeiging, fiel sie nicht auf, zumal sie in ihrer Nische schlecht angeleuchtet war. Sie war knapp 1 m hoch, geschnitzt aus sehr nachgedunkeltem Lindenholz, zeigte das in ihrer Entstehungszeit übliche liebevolle Gesicht und trug ein Gewand mit reichem Faltenwurf, in dem bereits die bewegten Formen des Barocks vorweggenommen zu sein schienen. So wenig ich hatte erfahren können, wie diese Kostbarkeit in den Besitz des Museums gelangt war, war nach dem Krieg auszumachen, wohin sie geraten ist, denn die Brandnacht vom Dezember 1944 hatte sie, in einer Kiste verpackt, in dem einzigen Keller, in dem heute der "Schloßkeller" untergebracht ist, überstanden. Sie teilte offenbar das Schicksal der vielen Porzellane und Fayencen, die in diesem Keller verschwanden, der übrigens zu den wenigen öffentlichen Luftschutzkellern gehört hatte, die in Gießen eingerichtet waren.

Wertvoll und aufschlußreich für die Gießener Stadt- und Universitätsgeschichte waren die "Ratsherren"-Galerie und die liebevoll zusammengetragene Sammlung der "Academia Gissensis" mit ihren Stammbüchern, Zeichnungen und Scherenschnitten, ausgestellt im Vorraum des Verwaltungszimmers im 1. Stock. Immer wieder konnte man hier Besucher sehen, die oft von mir mehr wissen wollten, als ich ihnen sagen konnte. Dieses lag daran,

daß die Inventarverzeichnisse nicht mit der Sorgfalt geführt worden waren, die man den Neueingängen der Denkmalpflege angedeihen ließ. Daher verließen uns manche "Alte Herren" der Gießener Korporationen enttäuscht, da sie trotz der Reichhaltigkeit dieser Spezialsammlung nicht die Unterlagen fanden, die sie für ihre korporations- und familiengeschichtlichen Forschungen suchten. In solchen Fällen halfen auch die handgeschriebenen Inventare nicht weiter, deren Pracht-Lederbände zwar irgendwann einmal angefangen, nicht aber weitergeführt worden waren. Sie stammten wie so vieles aus Stiftungen der Familie Gail; doch bereits zu meiner Zeit erfreuten wir uns dieses Mäzenatentums nicht mehr. Die nur sporadisch durchgeführte Inventarisierung schien mir auch dadurch erklärlich, daß das Museum niemals den Anspruch einer Forschungsstätte erhoben hatte. Lediglich die Fundberichte, die einigermaßen regelmäßig in der "Germania" erschienen, ließen sich in dieser Richtung verstehen. Unsere Aufgabe sahen wir im Bewahren.

Eine Änderung, das vorgeschichtliche Material nicht allein zum Ausstellen zu besitzen, konnte ab 1933 empfunden werden, als der Besuch von Marburger Studenten sich vermehrte, die als Studierende der Vorgeschichte, für die es in Marburg einen der ersten deutschen Lehrstühle gab, uns aufsuchten. Sie sahen unsere Bestände zum erstenmal unter wissenschaftlichen Aspekten, arbeiteten sie in die Forschung des Marburger Institutes ein und publizierten sie auch in ihren Dissertationen. Wir mußten darüber nur froh sein, denn es konnte auf die Dauer nicht befriedigen, einen Schatz nur zum Ansehen zu verwalten und zu mehren. Mit dieser Entwicklung zeigte sich aber auch jener Trend ab, der nach meinem Ausscheiden aus dem Dienst am Oberhessischen Museum im Frühsommer 1936 darauf hinauslief, die Leitung des Museums beim nächsten fälligen Stellenwechsel einer hauptamtlichen Fachkraft anzuvertrauen und sie mit dem notwendigen Personal auszustatten.

So lange ich praktisch allein am Brandplatz tätig war, war nur die schon mehrfach beschriebene nebenamtliche Tätigkeit möglich, die neben meiner Ausbildung zum Lehrberuf und dem damit verbundenen Einsatz einherlief. Daß es dennoch mehr als genug im Museum zu tun gab, habe ich ebenfalls aufgezeigt. Vieles davon hätte ich nicht leisten können, wenn mir nicht zwei treue Helfer in diesen Jahren beigestanden hätten, die unermüdlich das taten, was ihre Aufgabe war. Ohne je vertreten worden zu sein, betrachteten sie das Museum als "ihr" Museum. Daß es stets reibungslos klappte, verdankte das Museum zu meiner und nach meiner Zeit ihrem Pflichtbewußtsein und einer bewundernswerten Selbstlosigkeit, die sie nie nach Arbeitszeit und angemessener Bezahlung fragen ließen. Auf besondere Weise mit dem Alten Schloß und seinem Museum verwachsen war unsere Beschließerin und Kastellanin, Frau Ochs, die nebenan in einem kleinen Haus auf dem Kanzleiberg wohnte, das dem Krieg zum Opfer fiel. Zu meiner Zeit war im Erdgeschoß des grauen und häßlichen Gebäudes die ständig besetzte Sanitätswache des "Deutschen Roten Kreuzes" stationiert, während das 1. Stockwerk eine Abteilung der "Alice-Schule" aufgenommen hatte. Im Dachgeschoß befand sich die Wohnung von Frau Ochs, die durch Jahrzehnte hindurch das Museum wie ihr Eigentum betreute. Als ich 1929 meinen Dienst

antrat, war sie schon seit vielen Jahren Witwe. Mit ihrem Mann zusammen hatte sie ihre Tätigkeit noch im alten Rathaus begonnen. Als das Museum und die Gailschen Sammlungen in das neue Haus am Brandplatz umzogen, erhielt die Familie die kleine Wohnung am Kanzleiberg. Von hier aus erlebten die Eheleute Ochs die Doppelbestimmung des Alten Schlosses, ab 1905 bis 1918 gelegentlich großherzogliche Residenz und Museum unter einem Dach zu sein. Das muß eine bedeutende Zeit für die Gießener überhaupt gewesen sein, denn nicht nur die Darmstädter sondern auch die Zarenfamilie haben die Eheleute Ochs erlebt, und Photoaufnahmen dieser "allerhöchsten" Besuche befanden sich nicht nur im Besitz des Museums sondern auch von Frau Ochs, die manchmal davon erzählte und sie zeigte. Was das Museum an diesen Bildern besaß, konnte wegen Platzmangel zwar nie ausgestellt werden, hatte aber seinen Wert für die Gießener Stadtgeschichte. Wohl verwahrt in den oben erwähnten Schränken des Direktionszimmers, sind sie mit deren Inhalt für immer verbrannt.

Unsere Frau Ochs war nicht nur zuständig für die Sauberhaltung des Alten und Neuen Schlosses. Sie hatte auch für die Beheizung während der kalten Jahreszeit zu sorgen. Dafür gab es einen Koksofen in der Eingangshalle des Treppenhauses. Seine Wartung erforderte viel Zeit und Kraft, denn der Brand mußte aus einem kleinen Kohlenkeller, in den man neben der erwähnten Feuerspritze einstieg, nach oben getragen werden. Der Ofen selbst erfüllte mehr als unvollkommen seinen Zweck. Er konnte das Haus kaum "überschlagen" machen. Das gesamte 2. Stockwerk blieb im Winter kalt, und es war kein Vergnügen, dort stundenlang zu führen oder geführt zu werden. Dennoch lief dieser Betrieb auch während des Winters weiter. Umso besser wärmte der große Kachelofen im Direktionszimmer, das Tag und Nacht durchgeheizt wurde. Dadurch entstand in der schlechten Jahreszeit eine Behaglichkeit, die den Raum an sich schon wegen der roten, eingebauten Mahagonischränke warm erscheinen ließ im Gegensatz zu den durchweg kalkig getünchten übrigen Ausstellungsräumen des Museums. Nur in dem ehemaligen "großherzoglichen Appartement" gab es Stofftapeten, die jedoch im Laufe der Jahre unansehnlich geworden waren.

Die "Verwaltung" selbst besaß, als ich anfang, außer einem Telefonapparat auf einem riesigen Tisch nichts, was ein Geschäftszimmer ausmacht, nicht einmal eine Schreibmaschine. Später stand mir ein "Monstrum", aus Privatbesitz stammend, zur Verfügung, auf dem die Buchstaben durch einen beweglichen Deuter und Drücken mit der anderen Hand zum Anschlag gebracht werden mußten. Dennoch lief bei der Direktion alles zusammen und wurde alles das vorbereitet, was unser Museum brauchte und die Öffentlichkeitsarbeit, wie man sie damals verstand, ausmachte. Dem entsprechend war der Finanzhaushalt des Museums. Über die sehr geringen Ausgaben, mit denen die Verwaltung bestritten werden mußte und über die nur wenige Reichsmark ausmachenden Etatmittel, die sehr selten eine geringfügige Anschaffung ermöglichten, hatte ich mit Herrn Martin, demzuständigen städtischen Bürodirektor, allmonatlich unmittelbar abzurechnen. Allmählich verband mich mit ihm ein echtes Vertrauensverhältnis, das fast 20 Jahre später aufgefrischt wurde, als ich ab 1954, nach Gießen zurückgekehrt, die Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins übernahm, an denen er sich, solange er lebte, regelmäßig beteiligte, dankbar dafür,

daß er die während meiner Museumszeit empfangenen Anregungen als Pensionär fortsetzen konnte.

Für die verhältnismäßig umfangreiche Korrespondenz der staatlichen Denkmalpflege standen "Dienstmarken" zur Verfügung. Für sie wie über den übrigen Briefwechsel mußte ein Briefbuch geführt werden. Als staatliche Behörde besaßen wir zusätzlich ein Dienstsiegel, das unserem Auftreten und Mitteilungen amtlichen Nachdruck verlieh, während für den musealen Schriftverkehr zuweilen das nötige "Bedruckte" ausging.

Während sich diese beiden Verwaltungsbereiche und Zuständigkeiten überblicken und trennen ließen, durchschaute ich niemals das, was sich auf das "und" zwischen dem Museum und den Gailschen Sammlungen bezog. Die Sammlungen beruhten auf einer Stiftung, das Museum schien mir damals bereits in städtischen Händen zu sein. Wie weit der Oberhessische Geschichtsverein mindestens noch ein Mitspracherecht besaß, habe ich ebenfalls nie erfahren. Erst Jahrzehnte später, nach dem 2. Weltkrieg, wurde mir bekannt, daß noch unter Helmke Verhandlungen begonnen worden waren, die das Oberhessische Museum und die Gailschen Sammlungen zu einer städtischen Institution machten und auch die Beziehungen zu unserem Verein lösten. Während meiner Tätigkeit am Museum hat es nie jemand für nötig gehalten, mich von diesen Verhandlungen zu unterrichten und damit Einblick zu gewähren in die rechtliche Situation des Museums. So "patriarchalisch" wurde es geleitet, so "autoritär", würde man heute sagen.

Frau Ochs waltete während all dieser Jahre treu ihres Amtes, immer freundlich, immer hilfsbereit, oft auch Führungen haltend, wenn es sich nicht anders machen ließ. In der kalten Jahreszeit begann sie ihren Dienst schon früh am Morgen, den sie erst am Abend beenden konnte, wenn sie sich davon überzeugt hatte, daß alle Fenster und Türen, besonders das Hauptportal zum Brandplatz und das schwere Gittertor des Innenhofs zu ihrer Wohnung hin, geschlossen waren. Sicherheitsschlösser oder gar Alarmanlagen gab es damals nirgends. Dennoch ist es in diesen Jahren nie vorgekommen, daß ein Einbruch in unsere beiden Häuser auch nur versucht worden ist. So sicher lebte man überall und auch in Gießen, und nicht ein einziges Mal wurde ich zu nächtlicher Stunde belästigt, wenn ich bis in den späten Abend hinein im Museum noch gearbeitet hatte und durch Straßen nach Hause gehen mußte, die man heutzutage nur ungern benutzen würde.

Zu meiner Zeit wurde Frau Ochs bereits von ihrem Sohn tatkräftig unterstützt, der heute als ehemaliger städtischer Beamter in Gießen im Ruhestand lebt. Besonders an Sonn- und Feiertagen, wenn er an der Kasse "im Neuen Schloß" saß, konnte er seine Mutter spürbar entlasten.

Im "Alten Schloß" besorgte das unverdrossen unsere zweite große Hilfe, auf die immer Verlaß war, Herr Adam Ohr. Obwohl damals schon ein betagter Rentner, versäumte er es nie, zur Stelle zu sein, wenn er gebraucht wurde. Auch er betrachtete das Museum als ein Stück seiner selbst und fühlte sich mitverantwortlich. Sicher hätten ihn die regelmäßigen Besucher vermißt, hätten sie ihn nicht in der Eingangshalle an seinem Tischchen vor dem Ofen sitzen sehen. Dort waltete er seines Amtes, dicht bei der massigen Granit-

säule, die man bei der Renovierung des Hauses zu Beginn des Jahrhunderts als tragenden Pfeiler des Treppenlaufes zum 1. Stock dort eingebaut hatte und die der Eingangshalle einen geradezu trutzigen Charakter verlieh. Bei dem Wiederaufbau von heute ließ man ihn als funktionsloses Schaustück stehen. Dort also saß Herr Ohr, doch ohne die Dienstmütze, die man noch zu Kramers Zeiten für ihn hatte anfertigen lassen. Zur Aufsicht wurde er nicht eingesetzt; die besorgten ältere Schüler des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums, die für diesen Ehrendienst von Helmke interessiert worden waren. Unter ihnen hatte auch ich mich ab 1925 befunden, und ich freute mich, daß die Sitté zunächst weiterbestand. Das änderte sich allerdings 1933, als die "Jugend in Uniform" auf andere Weise Dienst zu machen begann.

Herr Ohr als geborener Gießener wußte manches aus seiner Vaterstadt und steckte voller Schnurren und Anekdoten, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreichten. Wenn man Bestimmtes, so z. B. über alte Gießener "Spitznamen" wissen wollte, gab er bereitwillig und zuverlässig Auskunft. Eine Sammlung dieser Seite Alt-Gießens war vor meinem Dienstantritt angelegt worden. Leider konnte ich die Arbeit nicht zu Ende bringen. Das mir von Anfang an für die Gießener Lokalgeschichte wertvoll und aufschlußreich erscheinende Material ist bei dem Bombenangriff verbrannt, wie ich sehr viel später erfahren habe.

Es gehörte zu den Adam Ohr selbst nicht bewußt gewordenen Fähigkeiten, Kontakt mit den Besuchern zu pflegen und auch mir Voraussetzungen zu schaffen, mit weiten Kreisen der Bürgerschaft Verbindungen aufzunehmen, die für ein Heimatmuseum auch heute noch wichtig sein dürften, denn es läge nicht im Sinne der Stifter unseres Museums und seiner Träger, es zu einem nur wissenschaftlichen Institut zu machen. Museen sind, würde man heute sagen, für die Menschen da und sind keine Einrichtungen, die sich selbst genügen. Von meinen beiden Mitarbeitern, Frau Ochs und Herrn Ohr, habe ich damals in dieser Hinsicht mancherlei gelernt. Adam Ohr war jedoch nicht nur für den Publikumsverkehr zuständig und auf seine Weise unentbehrlich. Er betätigte sich auch als Bote zwischen uns und der Stadtverwaltung und anderen Stellen, mit denen wir zu tun hatten. So ergab sich immer wieder die Notwendigkeit, für uns die Universitätsbibliothek aufzusuchen und Zeitschriften zum Buchbinder zu bringen, denn wir waren trotz der knappen Haushaltsmittel darauf bedacht, die wenigen Zeitschriften, die wir hielten, jahrgangsweise binden zu lassen. Diese Arbeit besorgte für uns der Buchbinder Bourgeois in der "Neuen Bäume", dessen kleiner Betrieb im altersschiefen Haus fast ein Stück des alten Gießens war. Niemand aber dachte damals daran, daß seine Werkstatteinrichtung 50 Jahre später für ein neues Oberhessisches Museum einen wertvollen Besitz bedeuten könnte.

Diesen beiden Mitarbeitern gilt im Rahmen meiner Erinnerungen ein herzlicher Dank. Sie haben sicherlich wesentlich dazu beigetragen, das Museum in das Bewußtsein der Gießener Öffentlichkeit zu bringen, zu "integrieren", wie das heute heißt, und die Arbeit im Museum menschlicher zu machen.

Im Rückblick auf diese sieben Jahre des Dienstes am Oberhessischen Museum und für seine Sammlungen sollten diese Erinnerungen, und das war die Absicht, als sie zusammengetragen wurden, allen, die sie lesen, hel-

fen, ein Stück der Vergangenheit unserer Stadt gegenwärtig zu machen. Sie sollen nicht die Erwartung aufkommen lassen, daß ich eine vollständige Bestandsaufnahme habe liefern wollen, noch war auch eine Analyse des damals schon sehr komplexen Begriffs "Museum" beabsichtigt. Das hieße, nach so langer Zeit den Anspruch erheben, Erinnerungen zu einem Problem zu machen.

Anlaß dieses Beitrages zu einem Kapitel Gießener Kulturgeschichte ist sowohl, zum Neubeginn der Gießener Museumsgeschichte Abschied zu nehmen von dem, was und wie es einmal war, wie auch, obwohl verspätet, ein Grußwort zu sprechen zum Einzug in das neu erstandene "alte" Haus.

Ihm ist das Gleiche aufgegeben wie uns vor einem halben Jahrhundert, die Vergangenheit zu pflegen, aus ihr zu lernen und die Erinnerung an sie wachzuhalten. Dieses gehört nicht nur zur vornehmsten Aufgabe der Geschichtsvereine sondern auch der Museen, die das Erbe der Vergangenheit verwalten und ausstellen. Nur wenige von ihnen sind so bedeutend, daß sie es sich leisten können, die Grenzen einer Landschaftsgebundenheit zu überschreiten und in größeren Dimensionen zu wirken.

Denen, die heute und in Zukunft das Oberhessische Museum leiten und besuchen werden, die aus der Erkenntnis einer notwendigen, anderen, einer veränderten Zielsetzung ihm ein neues Gesicht geben oder erwarten, möge die Begegnung mit dem Einst ein wenig helfen, das Heute trotz der leicht erkennbaren Unterschiede als Ausdruck einer bereits eingesetzten und natürlichen Weiterentwicklung zu verstehen. Aber auch in Zukunft sollten die Museen getragen werden von einer Gesellschaft, die letztlich aus Menschen besteht, die sich dazu bekennen, daß in der Gegenwart die Vergangenheit verstehen und erhalten heißt, an der Zukunft zu arbeiten.